„O Ernſt, Ernſt, hilf mir, rette mich!“ ſtürmte es in ihrem Innern. Doch plötzlich ſprang ſie auf. — Ein Wagen nach dem anderen hatte bereits vor dem Portal gehalten, die Gäſte mußten alle anweſend ſein und noch immer nicht hatte ſie ihre Toilette als Zigeunerkönigin beendet. Das Zigeunerlager ſollte das erſte Tableau ſein.

Raſch kleidete ſie ſich an, wuſch ihre ſchmerzenden Augen und eilte in den Saal, in dem eine kleine proviſoriſche Bühne hergerichtet war.

Ein großes, weites Mooslager breitete ſich auf der Erde aus. Auf demſelben lagen Herren und Damen in maleriſcher Zigeunertracht, die ihre Haare dunkel gefärbt hatten. Sogar ein kleines Feuer fehlte nicht, über dem ein geſchwärzter Keſſel hing. Kinder und Hunde hockten vor demſelben ,und ſchauten erwartungsvoll in die kniſternden Flammen. Inmitten der bunten Gruppe ſtand Coralli hoch und ſtolz aufgerichtet. Ihr rotes Kleid war mit goldenen Schnüren beſetzt, eine breite goldene Kette fiel auf das kurze ſchwarze Sammetmieder, und in ihren herabwallenden ſchwarzen Haaren perlten Diamanten wie Tautropfen im Sonnenſchein. Sie hielt mit ihren Fingerſpitzen die Hand eines jungen Zigeunerburſchen und ſchaute prüfend und verſtändnisvoll auf die ſich vielfach kreuzenden Linien, gleichſam als wollte ſie ihm ſeine Zukunft enthüllen.

Das laute Beifallsklatſchen der Menge wollte kein Ende nehmen; noch einmal erhob ſich der Vorhang vor dem Lager, und noch einmal fühlte Coralli die Blicke der Zuſchauer auf ſich geheftet.

Dann folgte ein zweites Bild.

Sibilla Egreſſy und Ernſt von Sall ſtanden — als Schäfer und Schäferin gekleidet — am Abhang eines kleinen Hügels. Sie ließ ihr ſchönes Haupt an ſeiner Schulter ruhen und blickte mit unendlicher Liebe zu ihm empor, der zärtlich ſeinen Arm um ihre Taille geſchlungen hatte. Auf der Spitze des Hügels zwiſchen Bäumen und Laubwerk verdeckt, lugte Irmgard mit ihrem Späherblick auf die Liebenden herab, während im Hintergrunde eine Stimme vernehmlich flüſterte: „Ihr ſeid belauſcht — Ihr ſeid belauſcht!“

Coralli achtete nicht darauf, was um ſie her vorging; ſie hörte nicht das laute Zurufen der Gäſte, die es an dankbaren Beifallsbezeugungen nicht fehlen ließen. Sie glaubte nur, ein jeder müßte ſie bemitleiden, denn Ernſt zeigte ganz öffentlich, daß er Sibylla liebe. — In ihrer ahnungsloſen Seele ſtieg nie der Gedanke auf, daß das Bild vor ihren Augen nur Trug und Schein ſei; nein, ſie hielt es für Wirklichkeit, denn den Sinn der lebenden Bilder hatte ſie nicht recht begriffen. Ernſt ſtand vor ihr, Sibylla lehnte an ſeinem Herzen, und immer mußte ſie der Warnung gedenken, die ihr von unbekannter Hand in dem Briefe gegeben worden war.

Die Bilder waren beendet; die Gäſte hatten ſich in den Tanzſaal begeben, nur Coralli ſaß teilnahmslos auf ihrem Platze. Da legte ſich eine Hand auf ihre Schulter.

„Komm, Coralli, laß uns den Walzer tanzen.“

Ihr Gatte hatte ſie aus ihrer dumpfen Träumerei geweckt. Ohne ein Wort zu erwidern, folgte ſie ihm in den hellglänzenden Feſtſaal.

„Ausgezeichnet!“ rief Ernſt freudig überraſcht, als er einige Male mit ihr durch den Saal geſchwebt war, „ich wußte gar nicht, daß Du eine ſo gute Tänzerin wäreſt.“

„Ich habe immer gern getanzt; es war mein Lieblingsvergnügen,“ verſetzte ſie leiſe.

„Dann laß uns noch einmal eine Tour machen,“ jubelte er, und führte ſie wieder in die Reihen der Tanzenden.

Doch dicht vor ihnen ſtand plaudernd ein Paar, das vom Tanze ein wenig ausruhte und Herrn von Sall mit ſeiner Gattin nicht bemerkte.

„Sie iſt wirklich ſchön,“ hörte man die Dame ſagen, „und ſie ſcheint auch glücklich zu ſein, wiewohl jedermann erſtaunt war, daß er Sibylla Egreſſy nicht gewählt hatte.“

„Ja,“ verſetzte der Angeredete gedehnt, „er hat immer ſonderbare Anſichten. Mein Freund Darenberg ſagte mir noch geſtern, daß Frau von Sall ein armes Zigeunermädchen ſei, die auf der Landſtraße aufgefunden ſei. Zuerſt wollte ich es nicht glauben, als ich ſie aber heute als Zigeunerin im Tableau ſah, ſchwand mir jeder Zweifel.“

„Führe mich fort von hier, führe mich fort, Ernſt,“ hauchte Coralli, dann ſank ſie beſinnungslos in den Arm ihres Gatten. — Die Umſtehenden erſchraken, als ſie die Stimme ihres Wirtes erkannten, der leiſe bat:

„Bitte, laſſen ſie mich vorbei. Meine Gattin iſt ohnmächtig,“ dann trug er ſie aus dem Feſtſaal.

Lautloſe Stille herrſchte. Der fröhliche Tanz hatte ein jähes Ende gefunden, und ein Gaſt nach dem andern zog ſich zurück.

Im grauen Oſten dämmerte kaum der neu erwachende Tag. Die Schläfer im Herrenhauſe zu Lerchenheim lagen noch in tiefem Schlummer, da öffnete ſich leiſe das große Gittertor, und eine tief verſchleierte Geſtalt huſchte geräuſchlos in die Dunkelheit dem Dorfe zu. — Noch oftmals wandte ſie ſich um, zögernd blieb ſie inmitten der Allee ſtehen, gleichſam als bereue ſie jetzt ſchon den Schritt, doch nur einen Augenblick, dann verſchwand ſie in der Dunkelheit.

(Fortſetzung folgt.)

Allerlei.

Tägliche Erinnerungen.

21. April.

753 v. Chr.: Gründung Roms. 1736: Prinz Eugen, †. (Wien). 1872: Fröbel, Pädagog, geb. (Oberweißbach). 1900: Vogl, Tenoriſt, †. (München).

Redeblüten aus dem Königsberger Stadtparlament, während des letzten Jahres von einem Sammler im Magiſtratskollegium und in der Stadtverordnetenverſammlung aufgezeichnet, hat bei einem Feſtmahl Stadtrat Lehmann in Königsberg (Preußen) zum beſten gegeben. Die meiſt anweſenden Autoren dieſer Proben unfreiwilligen Humors haben ſelbſt am herzlichſten mitgelacht. Eine Auswahl ſei nach der „K. Hart. Ztg.“ mitgeteilt: Die Debatten hatten ſich in den letzten Monaten insbeſondere um die Frage der Eingemeindung gedreht. Von einem Vorort meinte ein Redner, das ſei „ein völlig ungenießbares Stück Land“. „Jetzt kommt der hinkende Pferdefuß nach,“ ſagte bei einer anderen Gelegenheit einer der Stadtväter ,und wieder ein anderer wollte „gleich an die Quelle gehen, die das Eiſen im Feuer hat“. Von dem Orts.ſtatut über die Waſſerabgabe ſagte einMagiſtratsmitglied: „Ich bin überzeugt, daß die Schwerfälligkeit des ganzen Gebäudes zu ſeiner Aufhebung führen wird.“ Gelegentlich der Waſſerzinsdebatte behauptete ein Stadtverordneter: „Wir haben die Waſſerleitung bisher nicht als gewerbliche Kuh betrachtet,“ und wieder ein anderer erklärte, man „müſſe ſich auf den Geſichtspunkt ſtellen.“ Von einer Kaſſe im Krankenhauſe wurde behauptet: „Die Kaſſe rekrutiere ſich aus den Leichen, die nach der Anatomie geſchafft werden,“ und von der verfloſſenen Finanzkommiſſion: „Die 24 Mitglieder der ehemaligen Finanzkommiſſion hatten die geiſtige Vaterſchaft über die anderen 78 Stadtverordneten“. Ein ärztliches Mitglied der Stadtverordnetenverſammlung erklärte mit vollem Recht: „Es gibt unter den Aerzten ebenſo viele Menſchen, wie in anderen Ständen.“ Privatſtraßen ſind nach der Behauptung eines Stadtrates, „wenn ſie nicht durch die ſtädtiſche Verwaltung gereinigt werden, Schmutzoaſen.“ Beſonders tiefſinnig klingt folgender Satz: „Der Zaun beſteht aus einem Verhältnis von Qualitäten.“ Bei einem Unterſtützungsgeſuch wurde vom Magiſtratstiſch geltend gemacht, „der Mann habe ja im ganzen nur ein Kind“. Das Pendant dazu war ein anderer Mann, von dem der betreffende Stadtrat erklärte: „Der Mann iſt ein Pechvogel; jedes Jahr iſt ein neues Kind da und jedes Jahr ſterben ihm ein paar Kinder!“ Wer löſt das Rechenexempel? Ein anderer Mann erhielt folgende Zuſicherung: „Der Mann, der in dieſem ſchweren Amt ſein Leben verliert, ſoll in reichlicher Weiſe penſioniert werden.“ Und mit Recht behauptete bei einer ſolchen Gelegenheit ein andere Redner: „Jeder Menſch klammert ſich an den Strohhalm, der ihm die Möglichkeit ſeiner Bezüge ſichert.“ Ein klaſſiſches Wort, das ebenfalls vor nicht zu langer Zeit ein Stadtvater dem Gehege ſeiner Zähne entfliehen ließ, lautete: „Da wird das ſummum jus zu dem zweiſchneidigen Schwert, welches ſich ängſtlich an eine kalkulatoriſche Berechnung anklammert.“ „Es kommt nur darauf an, die Sache in ein Kleid zu faſſen, das niemand vor den Kopf ſtößt,“ meinte einmal in der Stadtverordnetenverſammlung ein Magiſtratsdezernent.

Die frühere norddeutſche Kreuzerfregatte Eliſabeth iſt für rund 80 000 Mark an eine Stettiner Firma verkauft worden. Nunmehr wird man die einſt ſo ſtolze, hochgetakelte Fregatte abbrechen und aus den ſtarken eichenen Rippen des Schiffes Eiſenbahnſchwellen ſchlagen. Die 1868 von der Danziger Werft gelieferte Fregatte Eliſabeth nahm 1869 an der Einweihung des Suezkanals teil, wurde 1878 gegen Kolumbien, 1878 gegen die ſpaniſchen Inſurgenten und 1878 gegen Nicaragua verwendet. 1884 proklamierte der Kommandant der Eliſabeth die deutſche Schutzherrſchaft in Angra Pequena und hißte in demſelben Jahre in Malupi die deutſche Flagge. Im folgenden Jahre ſicherte Eliſabeth mit vier anderen Kriegsſchiffen die Herrſchaft über ein größeres Gebiet in Oſtafrika. Nach faſt zwanzigjähriger Dienſtzeit wurde die Fregatte 1887 als ſtationäres Maſchinenſchulſchiff umgebaut, und dieſem Zwecke hat Eliſabeth über 16 Jahre gedient. Da das Fahrzeug für maritime Zwecke nicht mehr brauchbar war, erfolgte jetzt der Verkauf.

Die Dummen werden nicht alle.

Zurzeit hat eine Kurpfuſcherin im Kreiſe Elbing in Weſtpreußen großen Erfolg, die ihr „Gewerbe“ im Umherziehen betreibt. Mit einem Henkelkorbe am Arme pflegt ſie in den Dörfern die Kranken von Haus zu Haus aufzuſuchen. Sie legt dabei eine ſtaunenswerte Kenntnis der einzelnen Leute und ihrer Krankheiten an den Tag. Die Leute haben daher einen großen Reſpekt vor der Frau, „die alles weiß,“ und zahlen willig die von derſelben geforderten Beträge. Die „Hülfe“ beſteht allerdings nur in allerlei Hokuspokus. Die eigentliche Kur darf bei den einzelnen, denen ſie ſtets einſchärft, niemandem etwas davon zu ſagen, erſt nach zwei bis vier uſw. Tagen beginnen. Hat ſie ihr Geld ,dann zahlt ſie dies bei der nächſten Station ein und verſchwindet. Ihr „Wiſſen“, womit ſie den Leuten imponiert, hat einen recht natürlichen Urſprung. Sie ſteht nämlich mit einem Hauſierer in Verbindung, der ſtets drei oder vier Tage vor ihr die betreffenden Ortſchaften heimſucht und die Leute aushorcht. Ihre Heilmittel beſtehen in — Eiſenfeilſpänen. Iſt ſie in einem Dorfe geweſen, ſo ſieht man bald die betrogenen Leute die Dorfſchmiede aufſuchen, wo ſie eifrig Eiſenfeilſpäne aufleſen, um daraus den verſchriebenen Zaubertrank oder ein Bad, oder auch beides bereiten. Geholfen hat die Kur bisher natürlich nur der Kurpfuſcherin.

Humoriſtiſches.

Die Philoſophie auf dem Kaſernenhofe.

Die in Dresden erſcheinende Wochenſchrift „Sachſenſtimme“ erzählt folgende Anekdote:

Unteroffizier (zu der Korporalſchaft, die Gewehrpräſentieren übt): „Einjähriger Müller, wiſſen Sie was eine Idee iſt?“

Einjähriger Müller: „Jawohl, Herr Unteroffizier. Das Wort Idee hat Plato in Umlauf gebracht. Er nahm an, daß in einer höheren intelligiblen Welt die höheren Begriffe wirklich vorhanden wären und daß ſie, in der ſenſiblen Welt unvollkommen ausgedrückt, von der menſchlichen Seele, die ſie im Vorleben erblickt, wiedererkannt würden.“

Unteroffizier: „Na, wenn Sie's wiſſen, dann nehmen Sie gefälligſt das Gewehr eine Idee links!“

—**Angenehme Bekanntſchaft.** A (der mit B im Wirtshaus bekannt geworden): „Donnerwetter, heute hab ich meinen Hausſchlüſſel vergeſſen — was iſt da zu machen? — B.: „Zahlen S' meine Zech' — dann leih ich Ihnen meinen Dietrich!“

— **Ein Pechvogel.** „Der Müller hat auch Unglück mit ſeinen Erfindungen! . . . Mit ſeinem Benzin-Unterſeeboot iſt er in die Luft geflogen und mit ſeinem Luftballon ins Waſſer gefallen!“

Verantwortlicher Redakteur F. J. Knappe in Bochum.
Verlag und Rotationsdruck der Märkiſchen Vereinsdruckerei.

Der Erzähler

Bei der Arbeit recht Beginnen,
Beim Genießen rechter Schluß.
Träume ſind nicht Taten:
Ohne Arbeit wird dir nichts geraten.

Täglich erſcheinendes Unterhaltungsblatt

Nr. 89. 20. April 1904.

Der Schatz von Thorburns.

Von Frederick Boyle, Verdeutſcht durch E. Deichmann.

Nachdruck verboten.

Aber Georg war bald wieder zurück und erzählte ſeine Neuigkeiten bei Tiſche. „Ich habe eine ganze Menge Nachrichten“, begann er. „Erſtens wurde David Thorburn von Kaffern getötet. Dann ſcheint es, daß jener Freund auch verwundet wurde — ich vermute in demſelben Scharmützel, welches David ſein Leben koſtete — und dieſer Freund liegt in Kimberley, wo der junge Thorburn ihn pflegt. Er erwartete binnen einer Woche nach der Abſendung ſeines Briefes aufbrechen zu können ,aber der Verwundete durfte nur langſam reiſen. Es könnte deshalb ein Monat vergehen, nachdem Simmons den Brief erhalten, ehe er hier ankäme“ —

„Und wann erhielt ihn Simmons?“

„Letzten Mittwoch. Er ſoll die Stallgebäude ſofort gründlich reparieren laſſen, damit ſie in Ordnung ſind, wenn der Erbe anlangt, und auch das Haus halbwegs in Ordnung bringen. Thorburn gedenkt, ſeinen Freund erſt noch nach Hauſe zu begleiten, ehe er hier ſeinen Beſitz antritt, und Simmons ſoll ſich bereit halten, ſie in Southampton zu empfangen.“

„Ich hoffe, wir werden nicht von einer Armee von Maurern und ſonſtigen Handwerkern aus Rowley hier überfallen werden,“ ſagte Hilda.

„O nein, mit Ausnahme der Ställe ſoll nichts repariert werden. Simmons ſoll nur reinmachen, tünchen laſſen und dergleichen mehr.“

„Damit ich es nicht vergeſſe, Georg,“ ſagte jetzt Herr Esking, „hier, leſen Sie dieſe Zeilen, die ich vorhin mit Sir Philipp Bohuns Karte vorfand.“

„Eine Einladung zum Dejeuner nach dem Schloß, — nun, ich bin im Schloß Bohun beinahe wie ein Kind im Hauſe, und falls Sie die Einladung annehmen, hoffe ich Ihnen dort zu begegnen.“

„Später einmal werde ich mit Vergnügen dorthin gehen, aber jetzt noch nicht. wir ſprechen ſchon noch darüber.“

Hilda erhob ſich, und die Herren gingen nach dem Urkundenzimmer.

„Ihr Vater wird von dem Schickſal David Thorburns mit Bedauern hören, Georg.“

„Ich glaube kaum, daß es meinem Vater ſehr zu Herzen gehen wird,“ antwortete er, eine Zigarre nehmend. „Sämtliche Thorburns waren Idioten, oder doch ſehr nahe daran, mit Ausnahme des alten Hig, und David war ganz beſonders beſchränkt, wie ich gehört habe. Dieſer junge Menſch wird ſich vermutlich als eine Naturmerkwürdigkeit erweiſen, — als eine Miſchung des Narren und des Wilden.“

„Mein alter Freund, Kapitän Thorburn, war ſehr zurückhaltend hinſichtlich ſeiner Brüder.“

„Natürlich — wie konnte er auch Verwandte beſonders hochſchätzen, die ſo lange unter den Grundmauern ſeines Hauſes herumwühlten, bis die Hälfte davon einſtürzte. Dieſer David Thorburn hatte ja nicht einmal ſo viel Verſtand, wie ein ganz gewöhnlicher Maurer.“

„Es iſt ſeltſam, Georg, daß wir bisher noch nie auf dieſen Vorfall zu ſprechen kamen. Redet man hier in der Gegend zuweilen über den Schatz der Thorburns?“

„Oh ja, und zwar eine Unmenge von greulichem Unſinn.“

„Die Leute glauben alſo daran?“

„Manche tun es, manche nicht, und meines Erachtens ſind ſie ſämtlich gleich abſurd. Eine Sache, von der niemand tatſächliche Information beſitzt, wird nur ein Narr glauben oder bezweifeln. Ich wenigſtens gedenke, mir keine Meinung darüber zu bilden, ehe ich nicht zuverläſſige Information erhalte.“

„Das iſt ſehr weiſe. Aber ich kann Ihnen dieſe beſſere Information geben. Es iſt allerdings ein Schatz der Thorburns vorhanden, und ich weiß ganz genau, wo er liegt.“

„Was Sie da ſagen, Herr Esking!“ Georg klemmte ſein Augenglas etwas feſter und zeigte nicht gerade atemloſe Aufmerkſamkeit, aber doch Intereſſe und unleugbar auch etwas Heiterkeit.

„Ich habe den Originalbericht über die Vergrabung in meinem Beſitz. Ich bin über alle Einzelheiten auf das genaueſte unterrichtet.“

„Wirklich? Das wird ja aufregend! Spüren Sie keine Luſt, ſich Ihre Kenntnis zu Nutze zu machen?“

„Würden Sie gleichgültig bleiben?“

„Wenn ich Ihre Gelehrſamkeit und Ihre Neigungen beſäße, Herr Esking, würde ich darüber ganz außer mir geraten. Aber ſo würde ich nur den Wunſch haben, bei der Ausgrabung mit zugegen ſein zu können. Sie werden dem jungen Thorburn doch wohl Ihr Wiſſen zu gute kommen laſſen?“

„Er hat mich beſtohlen, Georg, oder vielmehr ſein Onkel! Ich lieh dem Kapitän Thorburn eine große Summe und beſtritt ſeinen Unterhalt bis zu ſeinem Tode auf Grund der Abmachung, daß ſein Haus mir anheim fallen ſollte. Im letzten Augenblick, als ich eben die Rechte antreten wollte, die ich erworben, zahlte David Thorburn das Kapital nebſt Zinſen zurück, — und ich bin beſchwindelt!“

Georg ſah die leidenſchaftliche Wut in ſeinen Geſichtszügen und vermochte recht wohl zu verſtehen, wie bitter jener die ihm widerfahrene Täuſchung empfinden mußte.

Schließlich machte er die Aeußerung: „Der Schatz beſteht vermutlich nicht in barem Gelde, Herr Esking?“

„Es ſind keine Münzen, deſſen bin ich ſicher, — ein Flüchtling würde all ſein bares Geld mit ſich nehmen. Es iſt das Silbergeſchirr, die Goldſachen und die ſonſtigen Wertgegenſtände aus dem Haushalte eines reichen Yeomen des 14. Jahrhunderts. Noch kein ſolcher Fund iſt bis jetzt gemacht worden. Er würde eine neue Seite in unſerer Geſchichte aufſchlagen. Den Geldwert beabſichtigte ich den Thorburns und darüber hinaus zu vergüten.“

„Dann wäre auch noch das Geſetz über den Fund von Schätzen,“ murmelte Georg.

„Auch damit werde ich rechnen. Nun hören Sie mich an, Georg. Unterbrechen Sie mich nicht, bis ich fertig bin. Sie lieben meine Tochter, — Sie werden ſie jedoch nie zur Gattin gewinnen, ſelbſt wenn ich mich der Verbindung nicht widerſetzte . Aber auf mein Verlangen würde ſie Sie heiraten, und wenn es nötig ſein ſollte, würde ich es ihr ſogar befehlen — unter gewiſſen Bedingungen. Es würde möglich ſein, dieſen Schatz zu entfernen, ohne daß Simmons etwas davon merkt, ſelbſt, wenn er im Hauſe wäre, aber binnen kurzem wird er mindeſtens vierundzwanzig Stunden, vermutlich viel länger, abweſend ſein; — ich meine, wenn er Eldred Thorburn entgegenreiſt. Wir brauchen nur eine Hacke und einen Spaten, eine Taſche voll Zement und vielleicht zwei Stunden ohne Unterbrechung. Ich könnte die Arbeit allein zu Stande bringen, aber zwei Perſonen würden beſſer ſein. Ich ſage, daß Eldred Thorburn den Geldwert erhalten ſoll, bis auf den letzten Heller! Ich bin reich genug! Und wenn Sie mir helfen, ſollen Sie Hilda erhalten.“

„Das iſt in der Tat ein außerordentlicher Vorſchlag, Herr Esking! Es iſt nichts mehr und nichts weniger, als ein regelrechter Einbruchsdiebſtahl.“

„Etwas einem Manne nehmen, welcher nicht weiß, daß er es beſitzt, und der es nicht ſchätzen würde, wenn er es hätte, iſt kein Diebſtahl. Wäre Thorburns mir zugefallen, wie es ohne jenen widrigen Zufall geſchehen mußte, ſo wäre der Schatz rechtlich mein Eigentum geweſen. Weshalb ſollte er es nun nicht ſein, da ich gern bereit bin, dreimal viertauſend Pfund zu zahlen, oder ſechsmal, wenn nötig?“

„Ohne mich in ein Argument über dieſe ſeltſame Theſis einzulaſſen, muß ich doch erwidern, Herr Esking, daß der Richter die Sache ganz anders beurteilen würde."

„Die Juſtiz iſt wirklich ganz inkompetent, über ſolch einen Fall zu urteilen. Aber Sie haben recht — wir wollen nicht argumentieren. Es handelt ſich einfach um Ja oder Nein, Georg Geneſt. Wenn Sie das Riſiko bedenken, vergeſſen Sie auch nicht den Lohn."

Armſtrong klopfte an die Tür und meldete: „Ihr Pferd iſt bereit, Herr!"

„Sie erwarten doch nicht eine ſofortige Antwort?" ſagte Georg, ſich erhebend.

„Oh nein, wir haben vielleicht einen Monat vor uns ‚ſicherlich eine Woche. Ueberlegen Sie es wohl! Gute Nacht!"

Achtes Kapitel.

Angnommen.

Georg Geneſt war ſcharfſinnig und praktiſch, aber ritterlich konnte ſeines Vaters Sohn nicht empfinden, und ausſchließliche Pflege des Gehirns bringt keine Ernte von ſittlichen Prinzipien hervor. Recht und Unrecht waren ihm nicht Gefühlsſache, ſondern Fragen, die durch kalte, vorurteilsloſe Ueberlegung entſchieden werden mußten. Für ſolche Denkweiſe hatte Herrn Eskings Vorſchlag nichts Entrüſtendes, — abgeſehen von der unangenehmen Möglichkeit der geſetzlichen Strafen; — dieſe fielen allerdings ſehr ſchwer für ihn ins Gewicht.

Nach längerer Ueberlegung gelangte Georg zu der Ueberzeugung, daß die zuerſt von ihm etwas ſkeptiſch aufgenommenen Ausführungen Herrn Eskings doch wohl tatſächlich durchaus begründet wären. Da derſelbe wußte, wo der Schatz vergraben worden war, hatte er ſich zweifelsohne davon überzeugt, daß derſelbe ſich noch dort befand. Daß er in dieſer Hinſicht von einer fixen Idee befangen ſein ſollte, war undenkbar; auch ließ ſich vernünftiger Weiſe nicht annehmen, daß ſolch eine Autorität eine alte Schrift etwa hätte falſch verſtehen können.

Für den gebotenen Lohn hätte er allerdings ſein Leben ohne Bedenken aufs Spiel geſetzt. Aber war es denn ganz ſicher, daß Hilda ſich auch ihrem Vater fügen würde? Und dann war es unbedingt notwendig, dieſen hohen Preis zu zahlen. Georg war eitel, nicht etwa auf dummalberne Weiſe, aber deſto gründlicher. Er hielt ſich nicht für außergewöhnlich hübſch oder bezaubernd, aber in Betreff ſeiner allgemeinen Fähigkeit, das Intereſſe eines klugen Mädchens dauernd zu feſſeln, glaubte er von niemanden auch nur annähernd erreicht zu werden. Und dann lag auch noch tief im Innern ſeiner Seele ein ungemeiner Familienſtolz verborgen, der den Abſtand zwiſchen einem Geneſt vom Warrenhuſe und der Tochter eines Fabrikanten unverhältnismäßig überſchätzte. Einmal hatte er ſchon einen Korb bekommen, aber ſeitdem war mancherlei geſchehen. Georg war zu der Annahme berechtigt, daß ſeine Geſellſchaft ihr nicht unangenehm wäre. In der Tat hatte er ſchon vor dieſem Vorſchlage die Hoffnung zu nähren begonnen, daß Hilda ihre Entſcheidung noch ändern könnte. Wozu brauchte er ſich denn in ein gefährliches, unangenehmes und unrühmliches Abenteuer verwickeln zu laſſen.

Seinem Scharfſinne entging es freilich nicht, daß Herr Esking ſich vielleicht wegen ſeines Widerſtandes dadurch an ihm rächen konnte, daß er ſeiner Tochter den Befehl gäbe, ſich nicht ohne ſeine vorherige Zuſtimmung zu verloben; dieſer Gefahr beſchloß er ſchließlich durch ein offenes Ausſprechen ſeiner Abſichten zu begegnen. Georg hatte auf der Univerſität und in den Gerichtshöfen die menſchliche Natur nicht ohne Erfolg ſtudiert. Er erkannte, daß es ein gefährlicher Verſuch ſein würde, Herrn Esking betrügen zu wollen und beſchloß, ſich rückhaltlos gegen ihn auszuſprechen.

Infolge deſſen ergriff er am nächſten Tage die erſte ſich ihm bietende Gelegenheit. Sobald er ihm im Urkundenzimmer allein gegenüber ſtand, begann er:

„Ich wünſche offen mit Ihnen zu ſprechen, Herr Esking; Ihren Vorſchlag von geſtern habe ich mir reiflich überlegt. Wir haben noch einen Monat vor uns, wollen Sie mir verſprechen, während dieſer Zeit Ihre Tochter weder für mich noch gegen mich zu beeinfluſſen?"

„Das verſpreche ich mit Vergnügen, obgleich es unnötig iſt. Ich würde mich niemals einmiſchen, außer unter den bereits von mir angegebenen Bedingungen. Sie wünſchen", fügte er lächelnd hinzu, „wenn möglich Hilda ſich durch Ihre eigene Kraft zu gewinnen."

„Ich möchte es wenigſtens verſuchen, Herr Esking."

„Sehr wohl, aber da es für die Zukunft einige Schwierigkeiten bieten wird, wenn Sie es zu offen verſuchen, und es mißlingt, ſo rate ich Ihnen, ſie ſorgfältig zu ſtudieren, ihre Neigungen und ihren Charakter gründlich kennen zu lernen, ehe Sie ſich zu weit vorwagen. Wenn Sie das mit der Klugheit und Beobachtungsgabe, die ich Ihnen zutraue, tun, ſo werden uns alle Unannehmlichkeiten erſpart bleiben."

„Sie meinen, es wären in Miß Esking und meiner Perſönlichkeit innere Gründe vorhanden, welche mich ohne Ihre Hilfe nicht auf Erfolg hoffen laſſen dürften?"

„Allerdings. Um offen zu ſein, Georg, Sie ſind ein geſchickter junger Mann, begabt, von gutem Ausſehen, — aber, ich wende mich an Ihr künſtleriſches Empfinden, ſind Sie körperlich oder geiſtig das Gegenbild, welches meine Tochter als den ihr von Natur beſtimmten Gatten anerkennen würde? Er ſollte ſo groß als möglich ſein bärtig, entſchloſſen, herriſch. Ein Mann von der Art, daß er, falls ich ſeine Bewerbung ablehnte, meine Tochter, wenn irgend tunlich, gewaltſam entführen würde, ohne ſich ihres Einverſtändniſſes gar zu ſorgfältig zu vergewiſſern. Mit einem Worte, Georg, alles, was Ihnen möglichſt unähnlich iſt."

„Aber Sie haben einen Wilden geſchildert!"

„Ich ſkizzierte nur die Umriſſe. Man braucht nicht vorauszuſetzen, daß ſolch ein Weſen keine Tugenden hätte. Alles, was zum Mannesmut gehört: — Wahrheit, Ehre, Herzensgüte, Beſtändigkeit und vieles mehr ſind ſein."

„Ich nehme doch an, Herr Esking, daß Sie nicht denken, mir fehlten dieſe Tugenden?"

„Gewiß nicht, denn ich hoffe, Sie als meinen Schwiegerſohn ſehr willkommen heißen zu können. Aber ich denke, Ihnen fehlen jene anderen Eigenſchaften, deren es bedarf, um die inſtinktive Neigung meiner Tochter zu erwecken. Vermutlich glauben Sie nicht ein Wort von all dieſem? Ziehen Sie es dennoch in Erwägung, Georg, und ſtellen Sie mit dem Winke, den ich Ihnen gab, Ihre Beobachtungen an, ehe Sie einen entſcheidenden Schritt tun."

„Aber wenn Miß Esking ſolche Anſchauungen hegt," rief er.

„Keine Anſchauungen. Sie hat über die Sache noch niemals nachgedacht. Ich ſpreche von unbewußten Neigungen."

„Wohl! Aber ſind Sie auch deſſen ſicher, daß Ihr Einfluß ſtark genug ſein würde„ dieſelben zu überwinden?"

„Deſſen bin ich ebenſo ſicher, als der anderen Punkte, die ich Ihnen andeutete."

Georg hielt dies alles für törichte Einbildungen.

Aber er wurde dadurch do veranlaßt, Hilda mit einer prüfenden und nachdenkenden Aufmerkſamkeit zu betrachten, die er bis jetzt einem ſchönen Mädchen gegenüber, ſo ſeltſam ihre Eigenart auch ſein mochte, nicht für notwendig gehalten hatte. Herr Esking bot ihm jede nur mögliche Gelegenheit. Es war ihm nicht neu, zu bemerken, daß ſie all den kleinen Sorgen, Beſchäftigungen, Neigungen, Abneigungen und Geſprächsgegenſtänden, welche ſonſt den Sinn der jungen Mädchen erfüllen, eine gänzliche Gleichgültigkeit entgegenbrachte. Kein Haushalt war beſſer geordnet, als Klein-Thorburns; Georg hatte den glatten Verlauf des häuslichen Lebens dort, einen erfreulichen Gegenſatz zum Stande der Dinge bei ihm zu Hauſe, mit hoffnungsvoller Befriedigung betrachtet. Aber Hilda ſchien für ihre Pflichten kein Intereſſe zu empfinden und ganz gewiß nicht auf dieſelben ſtolz zu ſein. Niemals hörte er von ihr eine Aeußerung über Haushaltungsgegenſtände oder auch nur eine Anweiſung über Dienſtboten. Sie leitete zweifelsohne das Haus als Herrin, aber alles ſchien ſich ohne ihr perſönliches Eingreifen wie durch Maſchinerie glatt abzuwickeln.

Eine ihrer Eigentümlichkeiten fand er ſehr ſeltſam. Jene ſie ganz beherrſchende Leidenſchaft für den Aufenthalt im Freien blieb ihm unerklärlich. Wie ließ ſich das alles mit den landesüblichen Anſchauungen vereinen — oder gar mit der Stellung, Würde und Verantwortlichkeit einer britiſchen Hausfrau? Das Wetter änderte ſich bald, nachdem er ſeine Beobachtungen begonnen, und ihre gemeinſamen Spazierritte wurden unterbrochen. Aber er erfuhr zufällig, daß Hilda trotzdem täglich ausritt, der ſie begleitende Diener mit einem Regenmantel verſehen, ſie aber ohne jeden Schutz gegen die unfreundliche Witterung. Und ſo oft er ſie beſuchte, fand er ſie, obgleich ſcharfe, kalte Winde wehten, anſcheinend ſehr behaglich auf ihrem Stuhl im Garten oder höchſtens auf der offenen Veranda. Das ſeltſamſte dabei war, daß ihre Haut keine Spur der Kälte zeigte. Die vollkommen geformten Hände, klein und weich, waren, obgleich ſonnenverbrannt, niemals rot; ihr ſchöner Teint zeigte nie eine ungewöhnliche Färbung. Mit ihrer Handarbeit, oder häufiger ganz müßig daſitzend, war Hilda ſcheinbar ſtets die gleiche, ob der Thermometer auf 25 Grad im Schatten oder 10 Grad Wärme ſtand. Und Herr Esking verſicherte ihm allen Ernſtes, daß ſogar noch 10 Grad mehr nach oben oder unten ſeitens ſeiner Tochter unbeachtet blieben.

Infolge dieſer Beobachtung verlor Georg jenes Selbſtvertrauen, welches ihn bis dahin erfüllt hatte. Aber in Anbetracht des hohen Preiſes, den er für Herr Eskings Unterſtützung zahlen ſollte, entſchloß er ſich dennoch, eine Erklärung zu wagen. Schließlich konnten ſich ja auch Hildas Gefühle gegen ihn, da er dieſelben nicht zu erraten vermochte, derart erweiſen, wie er ſie erſehnte. Etwa zwei Wochen nach der Unterhaltung mit Herrn Esking benutzte er die erſte ſich ihm bietende Gelegenheit, als er mit Hilda allein im Garten ſpazieren ging. Die zwiſchen ihnen gewechſelten Worte waren ſo kurz, daß es ſich nicht verlohnt, ſie zu berichten. Hilda zeigte Ueberraſchung und etwas Ungeduld. „Nichts wäre geſchehen", ſagte ſie, „die Anſchauungen, mit denen ſie Herrn Geneſt bekannt gemacht hätte, zu verändern." Er hätte es nicht gewagt, ſie weiter zu drängen, auch, wenn ihre Antwort weniger entſchieden geweſen wäre. So kehrten ſie denn nach dem Hauſe zurück, ohne daß eine Verſtimmung zwiſchen ihnen entſtanden war. Er durfte Herrn Esking die Aufgabe, ſie zu überreden, nicht noch weiter erſchweren.

Fortſetzung folgt.

Die Zigeunerin.

Novelle von C. Borges.

(Nachdruck verboten.)

„Ja, ich weiß es; aber dennoch wünſchte Ernſt nicht, daß ich Dir alles überlaſſen ſollte," verſetzte Coralli beſtimmt. „Es iſt die höchſte Zeit, daß ich jetzt die Leitung allein übernehme, oder es wird mir ſpäter noch ſchwerer werden, wenn Ihr fort ſeid. Ich erkenne es wohl an, daß Du mir einen großen Dienſt geleiſtet haſt, indem Du ſo lange meinem Hauſe vorſtandeſt, aber das Recht, meine Untergebenen zu entlaſſen, oder neue zu engagieren, möchte ich mir nicht gern rauben laſſen."

„Hm! Du ſorgſt ſchon dafür, daß Du Deinen Untergebenen keinen Reſpekt einflößteſt", höhnte Irmgard. „Wie kannſt Du nur eine Magd behalten, die überall erzählt, daß Du einer Zigeunerbande angehörteſt. Jedoch, Du mußt wiſſen, was Du zu tun haſt!"

„Ich gehörte nicht zu einer „Bande", wie Du uns zu nennen pflegſt," erwiderte Coralli, deren Stolz ſich gegen die ſchnöde Behandlung längſt empört hatte. „Meine Mutter und ihre ganze Familie nahmen bei unſerem ganzen Volke die höchſte Stellung ein, und wenn ich nicht eine ſo feine Bildung genoſſen habe, war es nur, weil wir zu arm waren. Aber dennoch bin ich nicht ſo unwiſſend, wie Du vielleicht meinſt. Ein Deutſcher, der ſich ſchon ſeit Jahren zu uns geſellt hatte, unterrichtete mich im Leſen, Rechnen und Schreiben, außerdem habe ich von meinem Gatten ſehr viel gelernt. Du haſt kein Recht, immer ſo verächtlich von mir zu ſprechen; wenn Ernſt das hörte, ſo würde er ſehr böſe ſein."

„Ernſt war ein Narr," ſpottete Irmgard, „er hätte eine beſſere Gattin wählen können, und nun — —"

„Hat er mich gewählt," ergänzte Coralli. „Ich würde Dir jedoch dankbar ſein, wenn Du mir ſämtliche Schlüſſel und Deine Haushaltungsbücher übergeben würdeſt, da ich den Haushalt von jetzt an ſelbſt leiten werde."

Coralli wandte ſich um und verließ hoch aufgerichtet das Gemach, die beiden Schweſtern in ihrer Beſtürzung allein laſſend.

„Endlich zeigt ſie ſich uns in ihrer wahren Geſtalt," rief Irmgard aus, als ſie ſich genügend erholt hatte, „ich dachte es mir, daß es ſo kommen würde!"

Coralli fand ſich leichter in ihre neue Stellung, als wie ſie gefürchtet hatte. Mit friſchem Mut und ungeſchwächter Kraft erfüllte ſie ihre täglichen Pflichten, und das Bewußtſein, daß ihr Gatte ſeine unverhohlene Freude bei dieſem Wechſel zeigte, verlieh ihrer Arbeit doppelten Reiz.

Auch die ganze Dienerſchaft vom oberſten Verwalter bis zum kleinſten Küchenjungen atmete bei dieſer Veränderung erleichtert auf. — Irmgards deſpotiſche Herrſchaft hatte wie ein ſchwerer Druck auf der ganzen Haushaltung gelegen, und gern und willig beugten ſich die Untergebenen unter Corallis ſanfte Autorität. — Sogar die alte Köchin, die ſchon bei Irmgards Eltern ihren Dienſt begonnen, und ſich nur ungern dem eiſernen Willen ihrer Herrin gefügt hatte, ſah dankbar und mit freudeſtrahlenden Augen zu Coralli auf, als dieſe ihr am erſten Tage freundlich ſagte:

„Nun, Anna, Sie ſind nun ſchon ſo viele Jahre hier geweſen, und wiſſen Sie daher ſo viel beſſer als ich, welche Gerichte mein Gatte vorzieht. Sie müſſen mir mit Ihrem guten Rat treu zur Seite ſtehen, damit wir gemeinſchaftlich unſere Sache gut machen."

„Das ſoll geſchehen," verſetzte die gute Alte, und ſie hielt Wort, denn noch nie hatte ſie ſich bei ihrer Arbeit ſo viel Mühe gegeben, wie gerade jetzt, und Ernſt, der jeden Mittag ſeine Lieblingsſpeiſen zubereitet fand, überhäufte Coralli mit Lobesbezeichnungen.

Jedoch die unheilverkündende Wolke, die anfänglich nicht größer als eine Hand war, hing drohend tief unten am Horizont, ſtieg langſam höher und höher, ohne bemerkt oder beachtet zu werden.

Sibylla Egreſſy war ein gern geſehener, häufiger Gaſt im Herrenhauſe zu Lerchenheim. Sie ſchien dort ihre zweite Heimat zu haben, „denn ich habe hier ſo viele, glückliche Tage zugebracht," ſagte ſie gleichſam entſchuldigend zu Coralli .

Coralli wußte auch recht gut, daß es eine bittere Enttäuſchung für Sibylla geweſen war, als Ernſt eine Fremde als Herrin in das Haus ſeiner Väter einführte, denn Irmgard und Sophie hatten es an ſpitzen Bemerkungen hierüber nicht fehlen laſſen.

„Es muß ein harter Schlag für das arme Mädchen geweſen ſein," hatte Sophie noch heute geäußert, „denn ſie liebte Ernſt aufrichtig, und alle unſere Bekannten hielten die Sache ſo gut wie abgemacht. Sie würde auch hier ſo gut am Platze geweſen ſein, während jetzt — —" ein vielſagender Blick und ein verächtliches Zucken der Achſeln war die Ergänzung, doch Coralli, die ſeit dem Eintritt in das Haus ſolche und ähnliche Bemerkungen hinreichend gehört hatte, verließ ſtumm das Gemach.

„Coralli," begann Ernſt eines Tages, als ſie allein im Wohnzimmer am Feuer ſaßen, „glaubſt Du nicht, daß wir noch eine Feſtlichkeit geben müſſen, ehe Irmgard und Sophie uns verlaſſen? Siehe, uns zu Ehren haben Nachbarn und Freunde Geſellſchaften genug veranſtaltet, jetzt könnten wir endlich einen Ball oder theatraliſche Vorſtellungen geben; Sibylla ſchlug es vor, was denkſt Du darüber?"

„Wie Du willſt, Ernſt," entgegnete ſie ſanft.

So lautete immer die in gleichmäßiger Ruhe und Hingebung gegebene Antwort auf jeden Vorſchlag, den er ihr machte. Seine Stirn umwölkte ſich; er hätte *ihren* Wunſch, *ihre* Anſicht gehört, er wollte *ihr* eine Freude machen, und die in ſtiller Demut ergebenen Worte: „Wie Du willſt, Ernſt", reizten ihn. Aeußerlich hatte ſie leicht alle geſelligen Formen angenommen; ſie glich jetzt einer vollkommenen Weltdame, aber Herr von Sall war nicht damit zufrieden. Er ſehnte ſich nach einem glücklichen, heiteren Weſen, das an ſeiner Seite als Gattin ebenſo lachen, ſcherzen und ſingen konnte, wie das Zigeunermädchen ‚welches ſo luſtig Feld und Wald durchſtreift hatte.

„Es ſoll eine beſondere Freude für Dich ſein," verſetzte er daher.

Coralli blickte ihn fragend an.

„Oh, ja — — es iſt mir auch eine Freude. — Aber was ſagteſt Du, ein Ball hier in unſerm Hauſe?"

„Ja, oder theatraliſche Vorſtellungen. Sibylla meinte, wir könnten auch lebende Bilder ſtellen, weil die weniger Zeit erfordern."

Wer ſoll uns dabei helfen? Du weißt, ich habe nie derartigen Vergnügungen beigewohnt."

„Ah, mache Dir keine Sorge, Sibylla verſteht ſich gut auf ſolche Sachen. Sie ſoll einige Tage zu uns kommen, dann kann alles beſprochen werden. In früheren Jahren haben wir oft in einem Luſtſpiel gewirkt; ich ſage Dir, ſie ſpielt entzückend; ich denke noch mit Freuden daran zurück."

Ahnungslos hatten ſeine Worte ein wunde Stelle in Corallis Herzen berührt, und ſchwer ſeufzend ſetzte ſie ſich ihrem Gatten zur Seite, der eine lange Liſte ſeiner Gäſte aufſchrieb, die Einladungen zu dieſer Feſtlichkeit erhalten ſollten.

Es war ein kalter Dezembertag. Fußhoher Schnee bedeckte die Erde wie mit einem Leichentuch, und die großen, dichten Flocken, die unaufhörlich aus den ſchweren, bleigrauen Wolken fielen, ließen immer noch nicht auf einen hellen Sonnenblick hoffen, nach dem ſich Corallis Herz ſo ſehr ſehnte. Das fröhliche Kind des Südens fühlte ſich in dieſer Atmoſphäre erdrückt; Nur mit halbem Ohr lauſchte ſie auf Sibyllas Worte, die in ausführlichem Redeſtrom einen Vorſchlag nach dem anderen für das Feſt des Abends machte.

Coralli wußte nichts von Theater und Luſtſpielen, das Wort „Lebende Bilder" war ihr ein Rätſel, jedoch nach und nach ſchien ihr die Bedeutung klar zu werden. Sie ſchauderte bei dem Gedanken, daß die Mitwirkenden ſich von den Gäſten anſtarren und bewundern laſſen ſollten, und erſchrak heftig, als Sibylla ſie mit den Worten anredete:

„Sie werden doch mitwirken, Frau von Sall?"

„Nein — nein — ich habe es noch nie in meinem Leben getan!" ſtammelte ſie.

Sibylla lachte.

„Wir wollen ein großes Zigeunerlager aufſtellen und Sie ſollen als Königin den Glanzpunkt bilden," ſagte ſie dann bedeutungsvoll.

„Ich wirke nicht mit," verſetzte Coralli erbleichend.

„Torheit, Coralli; — Sibylla würde es nicht vorſchlagen, wenn ſie nicht wünſchte, daß Du mitwirkteſt", verſetzte ihr Gatte ernſt, — doch Coralli hörte nicht mehr; ſie hatte ſchnell das Zimmer verlaſſen.

5. Kapitel.

Früher denn je war an dieſem trüben Dezembertage die Dämmerung eingetreten. Dichter Schnee fiel noch immer unaufhörlich vom Himmel, dazu ächzte und heulte ein ſchneidender Nordwind in den Gipfeln der kahlen Bäume.

Doch die beiden Leute, die ſo langſam auf der breiten Allee einher gingen, die noch ab und zu ſtille ſtanden, unbekümmert um den Sturm, der ihnen ins Geſicht peitſchte, achteten weder auf Kälte noch auf Unwetter und verfolgten ſo langſam ihren Weg, als ob es eitel Sonnenſchein und Frühling wäre. —

Voran ging eine Frau, in einen langen, ſchwarzen Mantel gehüllt, das Haupt mit einem ſcharlachroten Tuch bedeckt; ihr folgte ein ſchöner, ſtattlicher Jüngling mit bräunlichem Teint und ſchwarzen, feurigen Augen. — Jetzt erreichten ſie das eiſerne Gittertor, den Eingang zum Herrenhauſe. Die Alte blieb unſchlüſſig ſtehen.

„Ich wiederhole Dir, Caleb," begann ſie im Flüſterton, „ich muß ſie ſehen, und wenn es auch nur für einen einzigen Augenblick iſt, damit ich weiß, ob meine trüben Ahnungen grundlos ſind. Es iſt heute ſo kalt und ſchaurig, der Sturm tobt in den Lüften, es iſt hier ſo einſam und ſtill, gerade ſo, wie ich es in meinem Traum geſehen habe. Nur daß ſie nicht hier iſt! Ich ſah ſie dort an dem rauſchenden Bach ſitzen — ſie weinte bitterlich — weinte wie Rahel und wollte ſich nicht tröſten laſſen, denn es war aus mit ihr. — Dann klammerte ſie ſich an mich, flehte mich an unter heißen Tränen, ihr die Freiheit zurückzugeben; ſie wollte wieder glücklich ſein — wollte in unſeren Zelten ein heiteres Leben führen und für immer Lerchenheim verlaſſen."

„Pah! Du biſt abergläubiſch, Mutter," erwiderte der Jüngling. „Es wird ihr ſchon gut gehen, verlaß Dich darauf. Aber bedenke wohl, wenn Du hier geſehen wirſt, ſo wird Herr von Sall uns zürnen. Er will uns nur unter der Bedingung das Geld weiter ſchicken, wenn wir fern bleiben; — ohne ſeine Erlaubnis dürfen wir uns hier nicht zeigen."

Die Zigeunerkönigin lachte verächtlich .

„Seine Erlaubnis? wahrlich, was liegt daran? Du denkſt nur an den ſchnöden Mammon, Caleb, und das iſt unrecht! Was kümmert mich ſein Zorn, was liegt mir an den Folgen, wenn ich nur einmal meine Coralli ſehen kann, und mich überzeuge, daß ſie glücklich iſt! — Glaubſt Du denn, ich hätte meine ſonnige, friedliche Heimat verlaſſen und dieſe ſchaurig kalte Gegend aufgeſucht, welche ich hoffte ‚nie wieder mit meinem Fuße zu betreten, wenn ich nicht in den Sternen geleſen hätte, daß meinem geliebten Kinde Unheil droht? — Aber ihr Gatte ſoll ſich hüten" — ſie ballte die Fauſt unter ihrem Mantel — „wenn er uns betrogen hat! Er gab mir das heilige Verſprechen, ſie vor allem Leid zu bewahren, ſie ſo glücklich zu machen wie das Vöglein im Frühling. — Jedoch fürchte nicht, daß ich geſehen werde. — Nur einen einzigen Blick will ich durch das erleuchtete Fenſter werfen, ſelbſt ungeſehen, ungehört, und wenn ich ſehe, daß Coralli glücklich iſt, wohlan, ſo treten wir noch heute die Rückreiſe an. — Biſt Du nun zufrieden, Caleb?"

Caleb murmelte einige unverſtändliche Worte und die Alte fuhr fort:

„Ich will auf die Treppe gehen, dort ſind die Fenſter noch nicht verhangen, und ich kann gut hineinſchauen. Es iſt heute eine Feſtlichkeit, ſo hörte ich unten im Dorfe, da werden die Diener zu ſehr beſchäftigt ſein, um mich zu bemerken, und ſollte ich geſehen werden, nun, ſo muß meine Kunſt als Wahrſagerin mich ſchützen. — Bleibe Du hier, Caleb, bis ich zurück komme; ich werde nicht lange bleiben. Mich ſchauderts an dieſem Platze; alles erinnert mich hier deutlich an meinen Traum."

Sie zog den Mantel feſter um ſich, bedeckte ihr Antlitz faſt zur Hälfte mit dem roten Tuche, und ſtand bald an dem hellerleuchteten Fenſter.

Es war ein liebliches Bild echter deutſcher Häuslichkeit, welches ſich jetzt den Augen der alten Zigeunerin darbot. Dicht am Ofen ſtand Ernſt von Sall, ihm zur Seite ſeine junge Gattin, die anmutig ihr dunkles Lockenhaupt auf ſeiner Schulter ruhen ließ.

„Die ſieht wie ein Fürſtin aus", liſpelte befriedigt die Alte, „und ſie ſcheint glücklich zu ſein. — Mein Traum hat mich getäuſcht.

Ein Diener in reicher Livree trat ein; Coralli gab ihm Befehle.

„Ha, ha," kicherte die Lauſcherin, „den Mann kenne ich. Es iſt derſelbe, der mich im Frühjahr von dem Hof jagte, der die Hunde auf mich hetzen wollte, und jetzt iſt meine Tochter ſeine Herrin. Ha! mein Traum — —"

Sie preßte ihr Antlitz feſter gegen die Scheiben und ſah jetzt eine junge, ſtolze Dame, die ſich mit majeſtätiſchen Schritten dem jungen Paare näherte. Ihre Worte ſchienen jedoch keinen Beifall zu finden, denn Coralli ſchüttelte mit finſteren Blicken das Haupt.

„Es iſt dieſelbe Erſcheinung," flüſterte die Alte, „helles, krauſes Haar, — lachende blaue Augen, — die königliche Geſtalt und die ſtolze Haltung. — Sie wird Coralli unglücklich machen; aber ich will ſie warnen. Denn, wenn die Sterne recht gedeutet ſind, wird ſie ſich zwiſchen mein Kind und ihren Gatten drängen, und ſie ins Verderben ſtürzen. — Jetzt iſt ſie glücklich, und ich bin zufrieden."

Mit einem Seufzer, einem letzten, ſehnſuchtsvollen Blick in das behaglich durchwärmte Zimmer, wandte ſich die Zigeunerin um, gerade in dem Augenblick, als Coralli, die keine Ahnung von der Nähe ihrer Mutter hatte, die ſchweren Vorhänge am Fenſter zuzog und die Teraſſe in Dunkelheit gehüllt war.

Coralli ſaß in ihrem Zimmer. Vor ihr lagen buntſeidene Gewänder, ſcharlachrote Tücher, goldene Ketten, in denen Brillanten und Edelſteine funkelten. Wider Willen hatte ſie dem Gatten gehorcht und die Rolle als Zigeunerkönigin übernommen, jedoch ſie konnte ſich mit dem Gedanken nicht vertraut machen, und namenloſe Furcht lähmte ihre Glieder.

Da überbrachte der Diener ihr einen Brief.

In großen, unförmlich geſchriebenen Buchſtaben las ſie die Adreſſe.

„Ein Bittgeſuch, was ſoll es anders ſein," dachte ſie bei ſich ſelbſt. „Ich möchte, die Leute verſchonten mich mit ſolchen Sachen; warum wenden ſie ſich nicht an meinen Gatten, von dem ich mir ja doch jeden Pfennig geben laſſen muß."

Sie öffnete langſam den Brief; er war ohne Datum, ohne Poſtſtempel, ohne Ueberſchrift noch Unterſchrift.

„Anonym alſo!" flüſterte ſie ärgerlich. Schon wollte ſie ihn ungeleſen ins Feuer werfen, jedoch unwiderſtehliche Neugier machte ſie in ihrem Entſchluß wankend. Er enthielt nur wenige Zeilen und lautete:

> „Frau von Sall wird von einem Freunde gewarnt, vorſichtig gegen eine junge Dame zu ſein, die ſich häufig im Herrenhauſe aufhält. — Sie iſt eine gefährliche Sirene mit lachenden blauen Augen hellem Haar und von großer Schönheit, die Herrn von Sall liebt und jetzt noch hofft, ſeine Gattin zu werden. — Sie iſt eifrig bemüht, ihn in ihre Netze zu ziehen, und es wird ihr gelingen, wenn ſie nicht aus dem Hauſe verbannt wird. —"

Das war alles. Coralli ſaß mit ſtieren Blicken und ihre ſtechenden Augen ruhten unverwandt auf dem verhängnisvollen Papier. Sie hatte die Zeilen ſo oft geleſen, daß ſie ſie längſt auswendig konnte; jedes Wort war wie mit brennender Flammenſchrift unauslöſchlich tief in ihr armes, wundes Herz eingegraben. Konnte es denn möglich ſein?